

Interview mit Birgit Pözl,

anlässlich der Installation im Kulturzentrum bei den Minoriten in Graz (28.02.-12.03.2014); veröffentlicht in der Programmzeitung Jänner Februar 2014.

Warum hast du als dir als Grundstruktur für dein Endlosgedicht die streng Silben zählende Form des Haikus auferlegt. Oder hast du sie dir nicht auferlegt, sondern hat sie dich gesucht? Bedeutet diese Struktur eine Art produktiver Einschränkung, wirkt sie also inspirierend? Ist sie ein Mittel zur Zähmung des Atems, ein Rechen also des poetischen Gartens, eine Möglichkeit sich der Dinge klarer zu werden im Mäandern?

In der Tat faszinierte mich zu Beginn das Wissen um die japanische Tradition des Kettengedichts (Renga), an welchem mehrere Dichter improvisierend arbeiteten. Gleichzeitig war mir klar, dass ich – was Inhalt und Stimmung betraf – keine Haikus schreiben wollte. Zu schwierig schien es mir, mich dieser kulturell und formal so andersartigen Kultur adäquat nähern zu können. (Nicht einmal die Silbenzahl lässt sich ja vom japanischen übernehmen, wo die sogenannten Moren nicht unseren Silben entsprechen.) Trotzdem habe ich mich seither an das Schema 5-7-5-7... Silben gehalten, weil es sich als ziemlich sperriges (um nicht zu sagen holpriges) Versmaß erwies, so dass es unmöglich bleibt, in einen flüssig schwingenden Rhythmus zu kommen. Man wird immer wieder gebremst, zählt die Silben, sucht passende Wörter (keines mit mehr als 7 Silben), vermeidet ein- oder zweisilbige Füllwörter, bis schließlich die paar Zeilen sich stimmig aneinander fügen. Es handelt sich für mich im übertragenen Sinn um ein textiles Arbeiten, an welchem viele andere Menschen (auch viele längst verstorbene) beteiligt sind. Ich versuche, das was mir zufällt zu verknüpfen. (Und das tun wir ja alle irgendwie ununterbrochen.) Dieser Prozess soll bedächtig vor sich gehen, ohne irgendwohin zu hetzen. Das Bild vom „Rechen eines poetischen Gartens“ gefällt mir außerordentlich gut. (Mit ihm sind wir doch wieder irgendwie in Japan angekommen!) Es ist tatsächlich so, dass dieselben Themen immer wieder auftauchen. Wiederholungen geraten jedoch in einen neuen Kontext. Weshalb sollte ich sie also vermeiden?

Beeinflusst die ästhetische Strukturierung deines Werks deine Alltagswahrnehmung?

Das glaube ich schon. Es ist allerdings nicht so – was auch schon vermutet wurde – dass ich bereits im Rhythmus 5-7-5-7 denke. (Obwohl es natürlich unvermeidlich ist, dass mir gewisse Worte auffallen; zum Beispiel das 7 silbige Wort „Kleiderbügelzeugung“.) Meine Alltagswahrnehmung wird noch mehr als durch die stringente Form strukturiert durch den ununterbrochen warm gehaltenen, und in gewissem Sinne anmaßenden Verdacht, es könnte fast alles irgendwie darauf warten, in meinen Text verflochten zu werden. Ich habe sozusagen ständig einen roten Faden zwischen den Fingern, und bin erstaunt, was sich alles daran hervorziehen lässt. Wobei ich annehme, dass sich etliche Verknüpfungen (Assoziationen) für die Lesenden nicht so leicht nachvollziehen lassen.

Stimmt es, dass du seit 2002 täglich an dem Text schreibst? Ist die Arbeit zur Selbstverständlichkeit geworden oder bedarf es immer wieder auch einer Überwindung?

Um ehrlich zu sein und zu meinem eigenen Erstaunen habe ich konstatieren müssen, dass ich offenbar eine Neigung zum „Bürolisten-Dasein“, um nicht zu sagen „Beamten-Dasein“ habe. Ich stehe sehr früh auf, setze mich an meinen Schreibtisch, schreibe (das ist eine weitere Endlos-Geschichte) die Namen auf von Lebenden und Verstorbenen, die mir in den Sinn kommen. Dann lese ich die letzten Zeilen von „Nicht bei Trost“, an denen es oft noch etwas zu verbessern gibt, und schon (oder doch fast immer) ist der rote Faden wieder da, der mich weiterführt, manchmal mit Hilfe einiger Notizen oder eines Bildes, einer spontan auftauchenden Erinnerung an Gelesenes oder viel besser: von Erfahrenem. So arbeiten zu dürfen, ist eine Freude. Mir graut bei der mir unmöglichen Vorstellung, einen Roman schreiben und vor allem beenden zu müssen. Was dann?

Der Text mutet heiter an, eine Heiterkeit, die sich für mich aus der sinnlich genauen Betrachtung der Dinge (schön mir in Erinnerung jene des Mohns und der Tauben), der Offenheit (man müsste Offenherzigkeit sagen) der Assoziationen und der leisen Selbstironie, mit der das eigene Unterfangen immer wieder befragt wird. Ist diese Heiterkeit von dir intendiert oder ergibt sie sich? Auch nach der Gelassenheit ist zu fragen, sie ist, denke ich, Voraussetzung für die Offenherzigkeit. Würdest du, wie ich, das lyrische Ich in deinem Text als gelassen bezeichnen? Welche Beziehung hast du zu Meister Eckhart, zur Traditionen des Zen Buddhismus?

Ich muss sagen, dass es mir ein bisschen widerstrebt, von solch intimen Beziehungen, die natürlich bestehen (gerade zu Eckhart und zum Zen Buddhismus), zu sprechen. Wer bin ich schon, dass ich einen Standpunkt einnehmen könnte, von welchem aus ich (im Zusammenhang mit meinem Text) über Eckhart oder Zen reden dürfte, ohne das, worum es geht, umso sicherer zu verfehlen? Ich muss gestehen, dass ich mich weder um Offenheit, noch um Heiterkeit und noch weniger um Gelassenheit kümmere. Obwohl das abgedroschen klingt, stimmt es doch: Der Text ist es, der mir zeigt wohin er zu „gehen“ gedenkt. Je weniger ich mich da bewusst einmische, um so besser. Und dann ist der Autor ja nicht mit dem „Ich“, im Text identisch. Manchmal ärgert es mich, wie dunkel der Text über lange Strecken bleibt (während ich mich doch keineswegs in einer so melancholischen Stimmung befinde), wie lange er von einem Thema nicht mehr loskommt. Dann ist es jeweils höchste Zeit, über das Schreiben selbst (selbstreferenziell?) nachzudenken oder sich daran zu erinnern, dass zum

Beispiel eine Bierdose erstaunlicherweise noch gar nie vorkam. Da wird es auch nicht ausblieben, dass oft ein ironischer Ton hörbar wird. In diesem Zusammenhang möchte ich aber sehr betonen, dass ich keineswegs Freund einer „écriture automatique“ bin. Was geschrieben wird, muss (zumindest für mich) einen Sinn haben, muss etwas zeigen, was vermittelt werden kann.

Einer der Anker deines Texts ist Marcel Prousts „À la recherche du temps perdu“. Alle 500 Zeilen erweist du ihm mit einem Zitat, einer Anspielung die Referenz, welches Verhältnis hat dein Text zur Zeit, was bedeutet dir Zeit persönlich? Und was für ein Verhältnis hast du, der an einem Endlos-Text (der ja nur relativ gesehen ein Endlos-Text ist) arbeitest, zum Tod.

Prousts großartiger Roman, den zu lesen – wenn man einmal eingetaucht ist – man gar nicht aufhören kann, ist ja u.a. dadurch gekennzeichnet, dass er sich einem linearen Zeitverständnis widersetzt. Vordergründig mag man einen Zeitverlauf meinen feststellen zu können. Aber das wesentliche Anliegen geht ja dahin, spontane Erinnerungseruptionen zu erfahren, die die Wirklichkeit so überblühen, dass die Zeit als Moment der Vergänglichkeit hinfällig wird. Was mich an einem Vorhaben, das auf Endlosigkeit angelegt ist, und das notgedrungen illusionär bleiben muss, interessiert, ist der anachronistische Charakter eines solchen Projekts in einer Zeit, in der alles auf übersichtliche Projekte angelegt ist, die entweder Erfolg haben oder dann möglichst schnell aufgegeben werden. Die Zeit als treibender Faktor, etwas abzuschließen, hat hier also keine Funktion. Was den Tod betrifft, so spielt er für diesen Text keine Rolle. Er wird diesen Text nicht beenden können. Ich sehe ja meinen Anteil an dieser Textarbeit durchaus in einem viel weiteren Zusammenhang von „Text“ eingebettet: einem Text, an welchem viele gleichzeitig arbeiten, der immer noch weiter entsteht, gegenüber dessen Entstehen wir mit unserer Schreiberei, d. h. mit unseren Verstehensversuchen jedoch immer im Verzug bleiben werden. Ich weiß, es ist arrogant; aber ich versuche das Ganze zu beschreiben – und werde scheitern. Dies aber mit Vergnügen.

„Nicht bei Trost“ überschreibst du dieses aberwitzige Projekt, wohl der Verrücktheit wegen, die ihm anhaftet; ist aber das Konnotationsfeld nicht weiter und spannt sich zwischen die Begriffe getröstet und ungetröstet?

Die Aberwitzigkeit, die im Titel mit angesprochen ist, bleibt ein nebensächliches Augenzwinkern. Viel wichtiger ist mir der ständige Verweis an mich selbst, jegliche Art von Trostversuchen abzulehnen, es sei denn derjenige, der das Schreiben an sich darstellt. Dieses Misstrauen gegenüber Metaerzählungen, die oft in einem rigorosen Aufwisch die wesentlichen Fragen beantworten zu können glauben, ist mir eine existenzielle Haltung. Nur weil ich nicht bei Trost bleibe – so scheint mir – verliert der Verdacht, es könnte sich etwas zeigen, seine Dringlichkeit nicht.